Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(2. Fortsetzung.)

Friedrich Kirchhofer, der Städter, stand unter der Thür des Gasthauses zum Löwen. Das letztere war an die Straße, halbwegs zwischen den Rothhornweg und der am Thalrande ragenden Kirche gestellt; von dem massigen Bau, dem neuen Gotteshaus, leitete es mit seinen weißgetünchten Mauern wohl zu den Holzhütten vom Isengrund über.

Kirchhofer stützte sich auf einen Stock.

„Ihr hättet Euch doch wohl besser tragen lassen," sagte Trachsel, der Wirth, der neben ihm stand.

Jener lachte ihn an. „Nein," sagte er, „aus dem Dorf will ich doch nicht getragen sein wie ein Halbtodter. Ebenaus geht das Gehen ganz gut. Eure Clari-Marie hat ein verdammt gutes Mittel." Damit legte er seine Hand in die Pratze des Wirths.

Der sagte ein „Ade, Herr, bald wieder, Herr," streckte den Bauch, über den ihm die offene Weste hinabhing, und trat in's Haus zurück.

Langsam schritt Kirchhofer thalaus; das Gehen machte ihm Mühe, aber er suchte zu bemänteln, daß der kranke Fuß nicht sicher trat; es war ihm immer, als lachte das Bergvolk hinter ihm: Bleib daheim mit deinen weichen Knochen! Als er wenige Schritte vom Gasthaus entfernt war, hob auf dem schweren Kirchthurm ein Läuten an. Männer und Weiber im Feiertagsstaat begannen ihn zu überholen, schwere und schwerfällige Gestalten, die, den Oberleib schon wie in einer Art Andacht vornüberhangend, der Kirche zu trotteten. „Tag," grüßten sie, wenn sie an ihm vorübergingen. Nach einer Weile hatte er das Gefühl, als käme jemand hinter ihm her, immer gleich Schritt haltend, um ihn nicht zu überholen. Erst ging er seines Weges, dann wurde ihm der Nachfolger unbequem. Er sah sich um und erkannte die Cille, die, den durch ein schwarzes Spitzentuch geschützten Kopf gesenkt, auf die andere Seite der Straße ging und that, als achtete sie seiner nicht. Er hob an, so gut er konnte, rascher zu gehen. Er war jetzt der Kirche ganz nah; die Glockentöne waren so laut, daß das Thal von ihnen erfüllt war; der Erzklang strömte den Weg auswärts, es war, als trüge er ihn, Kirchhofer mit sich. Das Herz schwoll ihm in der Brust; er schritt leichter, freier, fast schmerzlos. Drüben am Wegrand, wo die Straße sich jäh zum See hinab senkte, standen zwei Männer mit der Bahre, seiner harrend. Da hörte er einen Ruf hinter sich, leise, hastig, die Stimme zitterte in qualvoller Scheu und war spröde und rauh. Ehe er sich umwenden konnte, trat die Cille von hinten an seine Seite. Es war ihm, als glitte ein Schatten neben ihn. Eckig, hoch und doch gebeugt, mahnte sie ihn an einen dürren Baum, dessen Krone eine Last niederzog.

Sie räusperte sich. „Tag," sagte sie dann. „Etwas fragen habe ich Euch wollen, Herr," fuhr sie stockend fort, als er ihren Gruß erwidert hatte.

„Nun," munterte er unwillkürlich auf, als sie wieder innehielt, und er sah, daß eine Gewalt in ihr arbeitete, obwohl ihr Gesicht reglos und bleich blieb.

„Der Jaun, der Bub," stieß sie nun hervor und hob einen Augenblick die unter den starken Brauen fast düster blickenden Augen. Sie hatten einen sonderbaren Ausdruck von Hilflosigkeit. „Der — Ihr," stotterte sie weiter. „Ihr habt gemeint — in der Stadt käme der Jaun eher fort. Wüßtet Ihr jetzt nicht etwas für ihn, etwas, wo — wo er etwas lernen könnte?"

Er mußte fast lachen ob der Jachheit, mit der sie ihn, den Wildfremden, mit einer Bitte ansprang. Da war es ihm, als durchrinne ein Zittern ihre lange, zähe Gestalt; es kam ihm eine Ahnung, was der Weg und die Stunde sie kosteten. „Ja," sagte er sinnend, „so — so schnell läßt sich das nicht sagen. Aber überlegen will ich mir's schon."

„So irgendwohin zum Schreiber oder — so — so, wie man sagt, auf ein Bureau," half sie nach.

Er nickte. „Wenn mir etwas einfällt, oder wenn ich etwas finde, schreibe ich," sagte er.

Da trat sie aufathmend einen Schritt von ihm zurück. „So sage ich Dank," sprach sie, und dann, als er schon zum Abschied am Hut rückte, fuhr ihr ein rother Schein über's Gesicht, der erlosch, wie er gekommen, und sie sagte hastiger: „Schreibet dann nicht an mich, schreibet nur der Schwester, der Clari-Marie, ich sage ihr davon."

„Gut," gab er Bescheid. „Frau Clari-Marie Truttmann," sagte er vor sich hin, den Namen in ein Notizbuch zeichnend.

„Schreibet nur: An die Clari-Marie im Isengrund," fiel ihm die Cille in's Wort. Auch jetzt wieder hörte er aus ihrer kurzen Rede mehr als sie sagte: der Clari-Marie mußte der Name ihres verstorbenen Mannes nicht lieb sein.

Sie gingen jetzt mit kurzem Gruß voneinander. Kirchhofer erreichte die Männer, den Jacki, den Führer, und seinen Buben, einen weißblonden mit starken Gliedern und glattem Gesicht.

„Wie geht das Gehen?" fragte Jacki mit stummem Lachen.

Kirchhofer ließ sich auf die Bahre nieder und athmete auf. „Jetzt lasse ich mich lieber tragen," sagte er.

Dann faßten sie die Bahre und stiegen mit ihm die steile Felsstraße hinab zum See. Der Städter sah in die Weite, das heimliche Silberleuchten lag noch immer rings auf allem Land, nur der See stand schwarz, von Wellen gekräuselt und dampfend in der Tiefe. Kirchhofer aber wurde das Bild der Cille nicht los, wie die zähe, eckige Gestalt dahergekommen war, in Wesen und Art ein Stück lebendig gewordener Stein und doch ein Weib, dem Feuer versteckt irgendwo in der Seele loderte. Das Bild des bleichen Buben trat hinzu, der in der Vergrauheit verkümmerte. Und es faßte ihn ein Mitleid für den.

Die Kirche von Isengrund war gefüllt. In der schönen, klaren, säulengetragenen Halle standen die Männer und Weiber, ein seltsames Geschlecht. Sie standen in dunkeln Feiertagskleidern, die Männer in Schafwolltoffen, die Weiber zumeist in schwarzem schlichten Gewand. An den Männern war, wie sie Reihe an Reihe hintereinander den Segen des Pfarrers über sich ergehen ließen, eine langsame Wucht; wie eine Heerde Stiere standen sie da, schwer; hätte einer vor ihnen gestanden, möchte ihn unwillkürlich ein Bangen angekommen sein: wenn sie vorwärts stampfen und dich zertreten! Unter den Weibern waren viele, die Arbeit und Mühe vornüber gezwungen, viele waren plump, klein, einige ragten hoch und hager und hart aus den Reihen, junge Mädchen waren darunter, zierlich, schlank, mit runden Gesichtern und schwerem, reichem Haar.

Der Pfarrherr ging mit dem Weihwedel durch den Gang, der die Männer- und Weiberseite schied; ein Chorbub trug ihm das Weihwasser; die schweren Schuhe, auf denen der Bub hinter dem Geistlichen herschritt, machten die Steinfliesen dröhnen. Der Pfarrherr hatte das Meßkleid abgelegt, trug nur sein bis an die Schuhe reichendes schwarzes Gewand, das um die Hüften eine Schärpe schnürte. Er war ein mittelgroßer, hagerer Mensch, trug eine altväterische Brille auf der knolligen und gerötheten Nase, über der Brille strebten wie ein Bündel Spieße die Falten zwischen den dünnen Brauen hinauf in die kirchthurmspitze Stirn. Wie er so durch die Reihen seiner Gemeinde schritt, hatte er einen schiebenden, sonderbaren Gang; seine Füße waren nach innen gerichtet, so daß er gleichsam immer mit dem einen über den andern stieg, die Bewegungen seiner Arme aber und seines Körpers waren von einer feierlichen, salbungsvollen Gemessenheit. Durch den Gang zurückkehrend, wendete er sich und machte das Kreuzzeichen über den Andächtigen, dann traten die Weiber aus den Stühlen, ihnen folgten die Männer. Draußen vor der Kirche lag ein heißer Glanz auf den Granitplatten des Vorhofes; die Sonne meisterte immer mehr die Nebelschleier. In diesen Schein hinein quoll die schwarze Schaar der Kirchengänger; in einen Knäuel geballt kamen sie aus der Thür gestolpert, der Knäuel zerriß, bald liefen die schwarzen Menschenreihen wie Faden der geraden weißen Straße entlang dem Dorf zu. Eine kleine Schaar von Weibern blieb zur Rechten des Kircheneingangs stehen; nach und nach fanden sie sich so zusammen, die Clari-Marie und die Cille waren die ersten am Platze. Zu ihnen trat die Furrerin, dem Roththalbauern sein Weib, die ging wie die andern in schwarzem Gewand und schwarzem Kopftuch und brauchte nicht auszuläuten, daß sie eine Zieglerin sei. Sie glich der Cille und glich der Clari-Marie; worin, war schwer zu sagen; jeder Zug ihres hageren Gesichts schien anders, und doch war das Ganze gleich. Schärfer waren seine Linien, Kinn und Nase liefen seltsam spitz zu; ihre Augen waren schwarz und glänzend, fast schön. Sie war die Jüngste und die Kleinste; aber jung war sie doch nicht mehr.

Eine vierte trat an die Seite der andern; die Kirche war schon fast leer, als sie heranwatschelte. Ein paar Weiber, die nach ihr kamen, sagten ein „Gut Tag, Viktorine," als sie an ihr vorübergingen. „Gut Tag," gab die Viktorine Ziegler, die Pfarrmagd, mit einer schrillen Stimme zurück. „Gut Tag" grüßten die Weiber zu den übrigen dreien hinüber, heimsten den Gegengruß ein und tappten davon. Dann tauschten die vier Schwestern zwei, drei Worte, kurz, karg, nicht laut, und machten sich auf den Weg, sie theilten sich auf der Straße; zwei gingen diesseits, zwei jenseits am Rand. Die Clari-Marie und die Viktorine schritten je vorauf. Nach ein paar Schritten blieben sie stehen, sahen nach der Kirchenthür zurück; als sie dort den Pfarrherrn heraustreten sahen, setzten sie ihren Weg fort. Die Clari-Marie und die Cille herseits gingen mit gesenkten Köpfen, gingen heim, wie sie hergegangen, die andern beiden verfielen in ein Gespräch, reckten dabei die Hälse und warfen sich die Worte mit sonderbar gleichen hohen Tönen zu; es scholl fast, als ob sie stritten. Und noch eines war sonderbar. Die Pfarrmagd, die Truttmannin und die Cille trugen ein Gewand, das sonntäglicher war als das der Furrerin: die eine schwarz wie die andern, aber das Schwarz war alt und schimmerte grünlich; seltsam hungrig sah die Furrerin neben den Schwestern aus.

So aber gingen die vier immer vom Kirchgang heim. Im Isengrund wußte es keiner anders. Wo sie einem begegneten, rückte er den Hut; aber er sah nur die Clari-Marie an, wenn er grüßte, obwohl die kaum den Blick vom Boden hob. Zuweilen flog auch ein Wort der beiden Schrillstimmigen zu den andern hinüber; die Cille gab kaum je Bescheid, die Clari-Marie sprach manchmal. Wenn sie redete, war es, als würden die Schritte der andern kürzer und duckten sich ihre Hälse; vielleicht aber schien es nur so.

Nach einer Weile kam der Pfarrherr von hinten über sie. Sie drehten sich und ließen ihn in der Mitte der Straße herankommen.

„Tag, Herr Pfarrer," grüßten sie, nur die Pfarrmagd schwieg.

Der Pfarrherr hob das Barett vom halbkahlen Schädel mit einer langsamen Handbewegung, als grüßte er einen Würdenträger seiner Kirche. Dabei leuchtete aber sein rasirtes Gesicht in ein breites Lachen auf, sein Mund öffnete sich und zeigte eine Menge schlechter Zähne. Als sein Auge dem der Clari-Marie begegnete, schlich sich ein Unbehagen in die süße Freundlichkeit seiner Züge, so als störe ihn ihr scharfer und klarer Blick, der geradeswegs mit schuldiger Demuth und doch mit forschender Offenheit in seine kleinen wässerigen Augen traf. Es hob dann ein Gespräch an, in das alle einstimmten; sie sprachen über dies und das, bloß die Cille sprach nur, wenn sie gefragt wurde. Der Pfarrherr hatte auch im Reden dieselbe Gemessenheit und Feierlichkeit wie in seinen Bewegungen und sprach vom Wetter und den alltäglichsten Dingen mit gleich ernster Gewichtigkeit, als predige er über irdisches und ewiges Heil.

An der Stelle, wo der Rothhornweg in die Dorfstraße einbog, trennten der Pfarrherr und die Viktorine sich von den übrigen; das Pfarrhaus lag ganz am jenseitigen Dorfende, der alten, außer Gebrauch gesetzten Kapelle zuneben; denn als die vom Isengrund das neue Gotteshaus gebaut hatten, hatte das Geld nicht gereicht, auch des Pfarrherrn Behausung mit hinaus auf die freie Höhe zu nehmen.

„Der Pfarrer vom Isengrund verdient sich sein Mittagsbrot mit Laufen," sagte der Hochwürdige, als er das Barett in langsamem Bogen lüftete und wieder aufsetzte; es war dasselbe, was er jeden Sonntag und an derselben Straßenstelle sprach, und die andern lachten dasselbe Lachen wie immer dazu.

Die Pfarrmagd reichte den Schwestern die Hand; während die der andern hart und glasig sich anfaßten, war die ihre seift und rund wie das ganze Weibswesen. Die Clari-Marie wendete sich kurz, die stille Cille folgte ihr, die Furrerin hatte noch mit der Viktorine zu tuscheln. Als sie auseinandergingen, trug das gelbe Gesicht der Roththalbäuerin einen zufriedenen Zug; die Schwester hatte sie zum Nachmittagskaffee geladen und die Furrerin aß gern an Anderer Tisch. Die Schwestern waren ihr um ein paar Schritte vorausgekommen, sie setzte zu rascherem Steigen an; da klang ihr ein „Trini, so wart'!" in die Ohren, und dann kam ihr Mann, der Furrer, hinter ihr hergegangen, hinter dem sich eben die Thür einer jenseits der Dorfstraße liegenden Schenke zugethan hatte. Er war ein steiler Mensch; mit den eckigen Schultern ragte er weit über den vogelartig schmalen Kopf seines Weibes hinaus; er hatte eine drollige Art, den langen Oberkörper zurückzuziehen und vorzustoßen, so daß er einen Gang wie ein Straußenvogel hatte.

„Hast jetzt Holz gekauft?" fragte die Frau, als sie nebeneinander bergan stiegen.

„Nichts ist zu machen, alles zu theuer," knurrte er und stieß einen Fluch durch die Zähne; dabei war sein Gesicht gelb wie das seines Weibes, aber es mochte immer so sein; denn er sah krank aus, die Backenknochen standen knorrig heraus und die Haut hing schlaff an ihnen herab, die Augen, die finster und scheu waren, lagen tief, auch fügten die schwarzen dichten Bartstoppeln, daß der nackte Theil des Gesichtes fahler schien.

Die Clari-Marie war auf der Schwelle ihres Hauses stehen geblieben, bis der Furrer und sein Weib herankamen.

„Tag, Schwager," grüßte sie den Mann. „Was ist?" munterte sie auf, als sie den Aerger in seinen Zügen sitzen sah.

Statt seiner gab sein Weib Bescheid: „Holz hat er kaufen wollen, aber wer soll kaufen heutzutage! Das Blut ziehen sie einem aus dem Leibe, so ziehen sie."

Die Clari-Marie antwortete mit leisem Spott: „Bah, ganz umsonst kann einer nicht kaufen."

Da brach die Furrerin in ein Jammern über die schlechten Zeiten aus, der Bauer aber reckte mit einem tiefen Aufschnaufen die lange Gestalt, die zäh und kräftig war wie wenige, und sagte:

„Meinst, ich will ewig stehen bleiben, wo ich stehe! Arbeiten thue ich und gern und viel, aber es soll um etwas sein; wenn ich alt bin, will ich etwas auf der Sparkasse haben!" „Und ein paar Gülten im Haus," fiel die Furrerin ein. „Und das Haus will ich frei haben," fügte er wiederum hinzu. „Faulheit kann uns keiner vorwerfen," fuhr sein Weib fort; „es hätte schon lang einen Knecht leiden mögen, was er" — sie wies auf ihren Mann — „allein schafft."

„Ja, ja," nickte die Clari-Marie, und ihre Augen ruhten mit einer Art Anhänglichkeit auf den beiden; von der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit derer im Roththalgut erzählten sie Wunder im Dorf. „Ja, ja," wiederholte sie und grüßte: „So, ade." Damit trat sie in die Thür.

Sie ging in die Stube, wo Cille den Tisch deckte. „Die vom Roththal sind mit mir herausgegangen," sagte sie halb mechanisch zu dem Alten. Dann schien ihr ein Gedanke aufzuspringen. „Schier gar zu schäbig geht sie doch herum, die Trini," sagte sie, blieb stehen, wo sie stand, und sah die Cille an.

„Laß sie sparen, wenn sie sparen will," gab diese zurück.

Töni, der Gesell, mischte sich ein, der mit Jaun, dem Buben, hinter dem Tisch saß. „Was der Furrer schafft!" sagte er. „Zugesehen habe ich ihm, die zwei Tage, die ich oben am Geden mitgeholfen habe! Wie den habe ich noch keinen werken gesehen."

„Arbeiten kann er," sagte die Clari-Marie sinnend, „aber —"

Sie vollendete nicht. Einen Augenblick stand sie noch und hinter ihrer Stirn schien es zu arbeiten, dann half sie den Tisch rüsten.

„Laß sie doch sparen, so laß sie," eiferte der Cille zum Echo mit vorgestrecktem Halse der Ziegler vom Ofen her.

„Jere=ja—jere=ja," stammelte im Jammerton sein Weib.

4.

Im Dorf war ein altes reiches Weib gestorben. Die Clari-Marie schlug ihr schönstes Beschläg an den Sarg. Töni, der Gesell, legte die reichsten Schablonen auf und malte die fertige Kiste bunt. Als die Clari-Marie mit aufgestülpten Aermeln, den rauhen Stoff ihres dunkeln Gewandes voll Staub, aus der Werkstatt kam, trat der Briefträger aus dem Hause.

„Lug, bist du bei uns gewesen?" fragte die Truttmannin; der Briefträger hatte nicht viel in ihrem Hause zu suchen.

„Ja," lachte mit breitem Grinsen der junge Bursche, rückte die Kappe und ging.

Die Clari-Marie trat in die Stube und fand die Cille am Tische stehen, einen geschlossenen Brief in Händen. Sie zuckte zusammen, als die Thür ging, und machte eine Bewegung, als müßte sie den Brief wegwerfen; dann sah sie sich entdeckt, legte ihn lanasam auf den Tisch zurück und trat zu ihrem Nähzeug; aber ihre Hand hatte gezittert.

Es war noch früh am Tag; die beiden Alten lagen noch in ihrer Kammer, Jaun, der Bub, war mit den Ziegen aus; die Schwestern waren allein.

„Für mich?" fragte die Clari-Marie, als sie den Brief aufnahm und die Aufschrift las. „Aus St. Felix," setzte sie, den Stempel musternd, hinzu.

Da wendete sich die Cille nach ihr um, mit der einen dürren Hand stützte sie sich auf die Tischecke. Sie schien sich aufrichten zu wollen, aber ihr Blick blieb am Boden haften und in ihrer steifen aufrechten Haltung war nur Demuth und Gedrücktheit.

„Von dem Herrn wird er sein, der Brief, von dem Stadtherrn, der vor Wochen mit dem Jacki am Rothhorn gewesen ist," sagte sie mit heiserer Stimme.

„Von dem?" fragte erstaunt die andere. Sie sah auf und die Cille groß an; ein Zug von Strenge kam in ihr Gesicht, jeder Muskel spannte sich seltsam; dann war es, als straffte sich die ganze Gestalt, selbst über die vollen Arme, deren Muskeln hart waren wie die eines Mannes, lief eine Bewegung, als zöge Sehne um Sehne sich fester. So sah der und jener vom Isengrund die Clari-Marie manchmal, wenn sie seinem Weibe eine schwere Hilfe leistete. Sie erbrach den Brief; aber noch ehe sie lesen konnte, fuhr die Cille zu sprechen weiter.

„Ich habe ihm von dem Jaun gesagt, dem Herrn."

Die Clari-Marie sah sie gerade an, immer an.

„Er — er hat doch gesehen damals, wie der Jaun gefallen ist — da — da im Gang," fuhr die Cille fort. Obwohl sie sich nicht regte, war es, als winde sie sich unter den Blicken der Schwester. „Ob er in der Stadt nichts für ihn weiß, habe ich ihn gefragt," stieß sie endlich hervor, als die Clari-Marie noch immer schwieg.

Nun las diese den Brief. „Da," sagte sie nachher und legte ihn der Cille hin, „mach's mit ihm aus." Als wäre nichts Neues geschehen, fing sie an, sich in der Stube zu schaffen zu machen.

Auch die Cille las; sie setzte sich an den Tisch nachher und sann nach. „Was meinst?" fragte sie nach einer Weile.

„Ich?" gab die andere zurück, „ich sage kein Wort dazu. Machen kannst, wie du willst!"

„Er paßt nicht da herauf," sagte die Cille in demselben gequälten Ton, in dem sie schon lange sprach. Die andere ging schweigend ab und zu. „Er hat Freude, etwas zu lernen," hob jene wieder an; und wieder gab die Clari-Marie nicht Antwort. Da nahm die Cille den Brief von Neuem auf und las ihn und las, daß Friedrich Kirchhofer, der Apotheker von St. Felix, der Clari-Marie schrieb:

„Eure Schwester sagt, daß Jaun, der Bub, beim Lehrer vom Isengrund und beim Pfarrherrn wacker gelernt hat. Ich kann einen Burschen brauchen, der mir Gehilfendienste leistet, nebenbei will ich den Buben hier einen Unterricht besuchen lassen, der ihn weiter bringt. Wenn er recht thut, kann er hier etwas Rechtes werden."

Sie staunte noch in das Briefblatt hinein, als die Clari-Marie plötzlich zu ihr hintrat, ganz nahe, und mit ihrer harten Stimme sagte: „Hast daran gedacht, daß du ihn in eine Stadt geben willst! Weißt doch, wie sie in den Städten sind, vergnügungssüchtig, lau; an den Herrgott denkt keiner! Wer weiß, ob er dir nur in die Kirche kann, der Jaun, in dem St. Felix!"

Die Cille saß, den Kopf in beide Hände gestützt, und starrte vor sich hin.

„Hast daran gedacht," fuhr die Clari-Marie fort, „daß der Vater und die Mutter nicht lang mehr da sein werden? Du und ich, wir sind keine große Gesellschaft."

Die Cille legte die langen hageren Arme auf den Tisch. Die Finger griffen ineinander und wanden sich. „Meinst, ich lasse ihn gern fort?" sagte sie, und es klang, als ob sie engen Atem hätte. Die Clari-Marie wandte sich ab und ging. Da erhob auch die andere sich, den Brief steckte sie ein.

Dann kam die Zeit des Frühbrots. Die Clari-Marie holte die Alten aus ihren Schlafstätten; derzeit saß und aß und ging die Cille wie in einem Traum, grübelnd, für und wider wägend verbrachte sie den Tag. Der Tag war aber lang für eine wie sie, die die engen vier Wände nur selten verließ, seit — nun — seit etwas in ihrem Leben — knack — entzwei gegangen war. Drei-, vier-, fünfmal kamen Leute der Clari-Marie wegen. „Jesses, der kleine Bruder will sterben, sie soll kommen, die Clari-Marie!" So drängte ein Bub, der athemlos in die Stube hereinfuhr! Und die Clari-Marie ging und war noch nicht zurück, als die nächste kam, ein altes Weib: „Sagen habe ich wollen der Clari-Marie, daß ich wieder laufen kann, seit sie mir das Einreibzeug gegeben! Danken habe ich ihr wollen." Und ein dritter trat ein: „Auch gar nichts anzuziehen haben wir dem Kind zur Taufe am Sonntag und — und — fragen möchte ich die Clari-Marie, ob sie nicht ein Jäckleln hat, ein gestricktes?" Mit ähnlichen Anliegen kamen der vierte und fünfte. Aber das machte den Tag nicht kürzer, das war nicht neu, geschah so jahraus, jahrein, solange nun die Clari-Marie schon die Barmherzige vom Isengrund war.

Am Nachmittag war es und zu einer Stunde, da die Clari-Marie soeben von einem Ausgang nach Hause kam, daß die Furrerkinder in's Haus gefahren kamen, wild wie ein Wirbelwind und lachend.

„Hoho," schmälte die Clari-Marie, die jetzt ihr Kopftuch ablegte und sich an den Tisch setzte, wo ihr ein Krüglein Milch bereit stand; ihr Gesicht war aber hell trotz ihres Schmälens. „Woher kommt ihr?" fragte sie.

Der Furrerbub, der Hansi, gab Bescheid, und seine hellbraunen Augen glänzten und leuchteten zur Rede. „Von der Schule kommen wir, daheim ist niemand, der Vater und die Mutter sind um Holz aus thalab!"

„So sind wir halt hergelaufen," ergänzte die kleine Severina, das feine Kind, das der Roththalbäuerin schmales Gesicht hatte und ihre schönen glänzenden Augen, aber alles viel anders, so daß sein Gesicht gegen das der Mutter war wie ein Kunstwerk gegen eine Stümperarbeit.

Die Clari-Marie aß und hieß die Kinder sich setzen. „Seid ihr recht gewesen in der Schule?" fragte sie.

„Ja, ja," lachte der braune Hansi. Dabei fiel sein Blick hungrig auf das Brot, das auf dem Tisch lag. Auch die Severina hing ihre dunkeln, heißen Augen daran. „Gebt uns auch etwas zu essen, Base," platzte der Hansi plötzlich heraus. Er lachte dazu, aber aus seinem Blick, der klar und ehrlich war wie der lichte Tag, leuchtete es wie Eier.

„Jesses," sagte die Clari-Marie; sie sah den Hunger in den Augen der Kinder. Schmalwangig waren die immer gewesen; aber dann — ihre Mutter war es auch und ihr Vater war dürr wie einer; daß sie hungern könnten, war ihr nie eingefallen. Erregung verschlug ihr den Athem.

„Hebt ihr denn nicht gegessen?" fragte sie, „zu Mittag gegessen, meine ich?"

„Schwarzen Kaffee gibt es daheim am Morgen," sagte der Hansi. „Weil wir zum Mittag nicht haben heimgehen können, hat uns die Mutter Brot mitgegeben."

„Aber ich habe meines schon am Morgen gegessen," fiel die Severina geschwätzig ein.

Die Clari-Marie schnitt zwei mächtige Stücke Brot für die Kinder, dann stand sie auf, ging hinaus und kam wieder mit einer Schüssel Milch, die setzte sie auf den Tisch und legte zwei Löffel hinein. „Jetzt esset," sagte sie.

Die Kinder aßen und schwatzten und lachten; sie weckten den Ziegler und sein Weib, die aneinander gelehnt am Ofen geduselt hatten.

„Der Trini Kinder," sagte der Ziegler, den Hals vorgestreckt. „Und sagt keines „Tag," schalt er halb ernsthaft, halb mit gutmüthigem Lachen.

„Jere ja," jammerte sein Weib, „wer denkt an uns?"

Da hatten die Kinder die Schüssel geleert und kamen vom Tisch weg zu den Alten, setzten sich neben sie auf die Ofenbank, sagten das „Tag" und trieben Scherz und staunten verstohlen in die greisen, lederfarbenen Gesichter.

„Warum habt Ihr so kleine Augen, Großmutter?" fragte die Severina und tippte der Zieglerin in die vertrockneten Augenwinkel; es war etwas, was das Kind immer that, wenn es die Alte sah. „Ihr seht ja nichts mehr," lispelte es ängstlich.

„Jere ja," sagte das alte Weib und dann rann es wie zwei dünne Wässerlein aus den halberstorbenen Augen. Darauf saßen sie alle einen Augenblick ganz still, der Ziegler hatte den Hansi, sein Weib das Mädchen bei der Hand; so waren sie eine seltsame Gruppe. Der Ziegler, der fast entrann in seinem rauhen weiten Anzug, das Weib mit dem kleinen Kopf und dem Leib, der nur ein Bündel brauner, zertragener Kleider schien, auf der andern Seite der zwölfjährige Bub, groß, schlank, von zähen Gliedern, das Haar kraus und stark, eine weiße Strähne mitten darin, die Wangen aber schlaff und fahl, wie sie in den dumpfen, niederen Stuben sich färben. Der Hansi trug ein enges, verschlissenes Gewand, Knie und Wade hatten der Hose ihre Form gegeben, wo der nackte, in der Holzsandale steckende Fuß heraustrat, hingen die Fetzen herab. Die Severina, die sechsjährige, die im ersten Jahr in die Schule ging, hatte den rothbraunen Rock schon vor zwei Jahren getragen; er reichte kaum über die Knie, das Loch, das über der Ferse im rauhen grauen Strumpfe saß, hätte er doch nicht zu decken vermocht. Aber die Severina war eine, wie sie in feine Kleider unter Stadtleute passen, eine mit weichen Gliedern und Zügen wie die Elfenbeinenglein, die sie zu Einsiedeln feilhalten.

Der Severina wurde zuerst die Zeit am Ofen lang; sie schoß plötzlich von der Großmutter weg und der Cille nach, die nach der Küche ging. Da stand auch der Hansi auf, steckte die Hände in die Taschen und drückte sich an den Wänden hin, in's Leere staunend.

„Willst mit?" fragte die Clari-Marie, und nahm ihn mit nach der Werkstatt hinüber.

Es war nah an Dunkelwerden, als die Kinder mit dem Schulzeug vom Hause weg und heimschritten. Die Clari-Marie stand in der Hausthür und schaute wie in Sinnen ihnen nach. Als sie um die Ecke verschwunden waren, trat sie in den Flur zurück. Die Cille stand hinter ihr. Zu der sagte sie plötzlich: „Wenn er fortgeht, der Jaun, bei Gott, ich — wir nehmen die zwei in Kost, den Hansi und das Kind!"

„Die im Roththal werden froh sein," sagte die Cille bitter. Dann wendete sie sich der Stube zu. Hier sah sie geraume Zeit später von einer Arbeit auf, die sie zur Hand genommen. „Ich will ihn schicken, den Jaun — nach St. Felix," sagte sie plötzlich zaghaft zu der Clari-Marie. „Es ist mir — ich soll." Es klang noch wie eine Frage. Die Clari-Marie aber gab keine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Automobilboote werden von den Fischern auf dem Neuenburger See in der Schweiz mit Erfolg benützt. Die Boote sind elektrisch beleuchtet und werden durch einen Benzin-Motor getrieben.

In den Frankfurter Brauereien sind vor Weihnachten 2½ Millionen Mark aus den von den Brauereien verwalteten Weihnachtskassen zur Vertheilung gekommen; eine halbe Million mehr, als letztes Jahr.

Süße Erbsen, Lilien, Gewürznägeleien und aromatische Pflanzen, wie der Lavendel, sind die empfehlenswerthesten Gewächse für ein Krankenzimmer, Hyazinthen und Tuberosen sind wahrscheinlich dafür die schlechtesten.

In der Zeit von 1850 bis 1903 ist die Zahl der im Süden befindlichen Baumwollspinnereien von 168 auf 640 gestiegen, die der darin verwendeten Spindeln von 245,810 auf 7,100,292 und der Verbrauch der Ernte zur Fabrikation von 3.3 auf 18. Prozent.

Im Jahre 1904 fanden in den Ver. Staaten 87 Lynchgerichte statt, davon alle, bis auf fünf, im Süden. Mississippi steht an der Spitze der traurigen Liste mit 18; Georgia und Arkansas folgen mit je 17; sodaß diese drei Staaten drei Fünftel aller Lynchereien absorbiren.

In Frankreich ist ein elektrischer Ofen für Bäckereien zum ersten Mal in Anwendung gekommen. Die elektrische Einrichtung umfaßt 20 Elemente von je 700 Watt, die unter einer Spannung von 210 Volt arbeiten. Die verlangte Temperatur kann in 90 Minuten erzielt werden.

Seit September 1904 werden auf der sibirischen Eisenbahn östlich von Tscheljobinsk keine ausländischen Frachtgüter mehr befördert.

Die Straßenbahn-Geleise von Berlin und Umgegend ergeben, auf ein einfaches Gleis zurückgeführt, eine Länge von 400 Meilen.

Für die Küche.

Gebratenes Weißsauer von Gänse- oder Entenfleisch (warm, aber auch kalt zu essen). Man giebt in eine Pfanne so viel Streuzucker, daß der Boden leicht bedeckt ist, gießt ein wenig Wasser darauf, ungefähr 2—3 Eßlöffel, und bräunt den Zucker auf dem Feuer — doch darf er nicht schwarzbraun werden. Nun nimmt man die schon bereit stehenden Gänse- oder Entenfleischstücke, die von allem Gelee entfernt sein müssen, und giebt sie rasch in den Zuckerschnee hinein, dreht sie so lange über dem Feuer in dem Zucker um, bis sie Kastanienfarbe angenommen haben, fügt ein gutes Stück frischer Butter dazu und das Gelee des Weißsauers und kocht das Fleisch leicht durch in dieser Sauce, die man zuletzt mit Kartoffelmehl absehmt. Man kann auch ein ganz klein wenig braunen Pfefferkuchen dazu geben, ehe man das gebratene Fleisch vom Feuer nimmt — doch thut es nicht unbedingt nöthig. Zu diesem sehr wohlschmeckenden Fleisch giebt man Bratkartoffeln oder Kastanien.

Kleine Käsepastetchen. Wenn man nicht viel Zeit hat und doch ein feines Gericht auf den Tisch bringen will, ist nachstehendes vorzüglich. Man reibt 2½ Unzen Parmesankäse, schlägt ein ganzes Ei zu Schaum und giebt an dieses zuerst ein Glas kochende Milch unter sehr starkem Rühren. Alsdann giebt man auch den Käse nebst einer Prise Paprika hinzu und füllt obige Masse in kleine Förmchen oder Becherteäschen, die man gut ausgebuttert hat. Man stellt sie in ein siedendes Wasserbad, das aber ja nicht zu hoch gefüllt sein darf, damit beim Kochen nichts in die Täßchen läuft, und kocht dies zugedeckt ganz langsam eine Stunde lang. Man stürzt alsdann die Käsebecherchen auf eine runde Schüssel und überstreut sie noch mit rohem, geriebenem Parmesankäse. Mit einer Citronensauce, einer Tomatensauce, gutem Fleischsaft oder auch nur mit brauner Butter werden die sehr wohlschmeckenden kleinen Pastetchen gereicht. Es schmeckt recht gut, wenn man in die Mitte eines jeden ein Stückchen roher Geflügelleber thut, die in der Käsemischung treffend gar und sehr wohlschmeckend wird.

Kraftsuppe für Kranke. Man brät ein altes Huhn und wenn es halb gar ist, zerstößt man es zu kleinen Stücken. Hierzu ist ein eiserner Mörser am besten. Dann gießt man ein Quart kräftige Brühe hinzu, stößt ¼ Pfund Mandeln klein, thut sie zu der Brühe, läßt alles gut durchkochen und wringt es durch eine Servietie. Wenn man will, kann man ein Stückchen Citronenschale mitkochen lassen, auch ein wenig Citronensaft daran thun. Diese Suppe ist sehr wohlschmeckend. Man macht sie gern mit einem Stück Butter feimig, das in bestem Weizenmehl verknetet wird.

Rindsbraten im Topf. Ein dickes vier Pfund schweres Stück Rindfleisch bratet man in heißem Fett in einer tiefen, offenen Pfanne auf allen Seiten schnell braun. Dann giebt man dazu eine zerschnittene Zwiebel, eine Tasse gekannte Tomaten, eine Gelbrübe und eine weiße Rübe, alles in Scheiben geschnitten. Nun gießt man so viel kochendes Wasser zu, daß das Fleisch zur Hälfte davon gedeckt ist, würzt mit Salz und Pfeffer und läßt nun das Fleisch fest zugedeckt dreiStunden langsam schmoren, während man es einmal umdreht. Nun richtet man den Braten auf einer heißen Platte an und hält ihn heiß, bis die Sauce fertig ist. Diese wird durch einen Durchschlag getrieben, mit Mehl verdickt und nachdem sie aufgekocht ist, mit dem Braten zu Tisch gebracht.

Kartoffelklöße. Mittelgroße Kartoffeln werden gekocht, jedoch nicht zu weich. Man schält sie sodann und reibt sie, nachdem sie kalt geworden sind. Zu 3 Theilen Kartoffeln giebt man 1 Theil geriebenes Weißbrod, die Krusten desselben werden in feine Würfel geschnitten, in Fett gelb gebraten und dann zu Krumen zerdrückt. Zu einem Pint dieser Mischung giebt man 2 tüchtig geschlagene Eier, 2 Eßlöffel geschmolzene Butter, ein wenig geriebene Muskatnuß und das nöthige Salz. Nachdem alle Theile gut vermengt sind, formt man runde oder längliche Klöße daraus, die man in Mehl rollt und in gesalzenem Wasser 15 Minuten kochen läßt. Der Kochtopf muß nicht bedeckt werden. Wenn die Klöße inwendig trocken sind, so sind sie fertig. Die Kartoffeln müssen mehlig sein.

Gefüllte Kartoffeln. Man nimmt große Kartoffeln, schält sie und höhlt sie aus, macht eine Fülle von gehacktem Schweinefleisch, die man mit Pfeffer, Zwiebel und Salz würzt, und füllt diese in die Kartoffeln. Dann legt man sie in einen Eierkuchentiegel in steigender Butter und bratet sie kroß und braun. Erst werden sie zugedeckt, um besser weich zu werden,